

Ein paar Worte zum Wort.

in:

Deutsches Pfarrerblatt

80. Jg. Heft 3 März 1980

Seiten 118 f.

Ein paar Worte zum Wort

Gedanken eines
Examenskandidaten
vor den Toren der Praxis

Martin Zentgraf

Dunkel ahnten wir es schon, als wir Griechisch paukten, um theologische Positionen stritten und ausführliche Exegesen anfertigten: dies alles wird mit dem Examen sein Ende finden. Mit gemischten Gefühlen erwartet man die Zeit danach, wenn das theologische Gewissen immer weiter und der wissenschaftliche Horizont immer enger werden wird, wenn die Praxis unsere mehr oder weniger fein gestimmten theologischen Register verzieht und eine neue Tonart angibt. Wie reagieren wir auf diesen Abbruch, auf den Schlußstrich unter das Studentendasein, der gerade von denen am deutlichsten empfunden wird, für die das Studium mehr war als eine ungeliebte Durchgangsstation zum angestrebten Pfarramt? Beherrschten bisher die Theologie des Paulus, die lutherische Dogmatik und andere Dinge dieser Art unser Denken, so sehen wir uns demnächst mit der ganzen Alltäglichkeit einer Kirchengemeinde konfrontiert, die nur noch vage Verbindungen zu dem erkennen läßt, was wir fünf Jahre an der Universität getrieben haben. Docketische Theorie droht durch blinden Aktionismus abgelöst zu werden. Handelt es sich bei solchen Vorstellungen, Fragen und Ängsten um ein zu Unrecht kolportiertes Schauer Märchen oder um nackte Realität? Wohl weder um das eine noch das andere. Aber es dürfte auf jeden Fall sinnvoll sein, sich auf der Schwelle von der Universität zum Pfarramt einige Gedanken zum Verhältnis von Theologie und kirchlicher Praxis zu machen, den Zusammenhang zwischen dem Wort und den Wörtern einmal neu zu durchdenken.

Wenn uns auch die theologischen Größen der ersten Hälfte des Jahrhunderts schon manchmal während des Studiums vorkamen wie Kriegsdenkmäler längst vergangener Schlachten, so wird man doch sagen können, daß Barth und Bultmann

nebst ihren Freunden und Nachfolgern auch heute noch weithin die theologischen Fakultäten prägen. Zwar behaupteten die Vertreter der Dialektischen Theologie, das Subjekt ihrer Theologie sei der Pfarrer, der Ort der Theologie die Kanzel, der Anlaß zur Theologie die Predigt, aber es ging ihnen dabei weniger um die Frage: Wie macht man das? sondern um die andere Frage: Wie kann man das als Mensch überhaupt? Grund und Ziel ihres Denkens war die Aufgabe Jesus Christus, das eine Wort Gottes, so wie es uns in der Schrift gegeben ist, in der Predigt gegenwärtig werden zu lassen. Obwohl die starke Konzentration auf die Predigt hin uns heute, bei dem Gewicht der anderen Gemeindeveranstaltungen, beinahe anachronistisch vorkommt, so darf nicht vergessen werden, daß diese Theologie im Kirchenkampf ihre große Praxis gefunden hat. Welche unheimliche Wucht diese Theologie damals ausübte, läßt sich heute noch an den hier und da tätigen »Kirchenkampfruheständlern« erkennen, die erstaunlich radikal die Kirche mit mehr oder weniger sinnvollen Stichen wieder zu kämpferischer Lebendigkeit erwecken wollen. Freilich läßt sich die damalige Situation auch mit noch so kunstvoll zur Gegenwart gezogenen Analogien nicht einfach wieder herbeiholen, und es verwundert daher wenig, daß der größte Teil der Pfarrer neue Ufer ansteuert. Doch was sind das für Ufer, die da mittels einer »empirischen Wende« vom Wort zu den Wörtern oder von der Exegese des Textes zur Exegese der Situation betreten werden? Allzuoft handelt es sich hier um ein ziemlich seichtes Gestade, an dem man nur nach mehrfacher Frischzellenkur überleben kann. Solche Frischzellenkuren bestehen dann etwa in der Übernahme ideologischer Motivationen, marktorientierter Organisationssoziologien und ähnlichen Anleihen aus dem Arsenal dessen, was up to date zu sein scheint. Anstatt selbst Avantgarde zu sein, hängt man sich an das an, was andere schon besser machen. Eine bestimmte Art von Frischzellen werden gelegentlich auch schon in der zweiten Ausbildungsphase verabreicht, wo häufig in der Abgrenzung gegen »das Was ohne das Wie« »das Wie ohne das Was« angeboten wird, obwohl doch beides ohne die Kritik des jeweils anderen keiner fruchtbaren Innovationen mehr fähig ist. Wurde theologisch mit erhobener Stimme vom Übergang von der Sünde zum Glauben gesprochen, so scheint dies nicht mehr realitätsbezogen, und man trainiert deshalb die verschiedensten Techniken à la mode, um den im weitesten Sinne kommunikativer Kompetenz zu verhelfen. Ging es einst um den Dualismus: Sünde – Glaube, so geht es heute vielfach um den Dualismus: psychisch gestört – gesund. Das Problem liegt hierbei keineswegs in der Verwendung humanwissenschaftlicher

Techniken, sondern in der fehlenden Klärung der Frage, welche Konvergenzen zwischen christlichem Glauben und humanwissenschaftlichen Verfahren bestehen. Was fehlt, ist also eine theologische Theorie der Humanwissenschaften. Die Folge dieses Defizits, dieser Diastase zwischen Theologie und kirchlich rezipierten Humanwissenschaften, zeigt sich dann in dem bekannten Verdoppelungseffekt, also darin, daß die Kirche etwas tut, was andere Institutionen genauso oder noch besser tun. Selbstverständlich versuchen die vorsichtigeren unter den kirchlichen Gemütern, dieser Praxis dann auch ein theologisches Mäntelchen umzuhängen, indem sie auf das theologische Motiv all dieser Aktivitäten verweisen. Doch ist dieses Mäntelchen so dünn gewebt, daß es für Kritiker allzu durchsichtig und für Außenstehende allzu unsichtbar ist. Denn schließlich geht es nicht darum zu zeigen, warum man etwas tut, was allenthalben auch schon getan wird, sondern in der neuen Qualität dessen, was Kirche tut, sollte das besondere Motiv sichtbar repräsentiert sein, so daß Motiv und Konsequenz so untrennbar sind wie Blitz und Donner, das eine notwendig aus dem anderen folgt.

Sicher läßt sich kein Rezept dafür angeben, wie aus den meist nachhinkenden Theologen Avantgarde wird, wie es wieder dahin kommt, daß Theologie und Kirche wissenschaftliche und gesellschaftliche Vorreiter werden, wie es Luther beispielsweise für die Germanistik war und Schleiermacher für die Pädagogik. Aber es ist doch möglich, sich daran zu erinnern, wie wenig das Wort Gottes und die Schrift in das Getto einer praxisfernen Theologie gehören. Es ist weiterhin möglich und nötig, daß wir die unerhörte Vehemenz des Wortes in Hinsicht auf die Möglichkeiten seiner Manifestation neu entdecken und die Rezeption von humanwissenschaftlichen Theorien und Techniken als Gestaltwerdung eben dieses Wortes begreifen lernen. Es soll hier also nicht noch ein weiterer theologischer Weg eröffnet werden, sondern wir wollen versuchen, in der Praxis als Theologen laufen zu lernen. Deshalb ein paar Worte zum Wort.

Gadamer hat in einem Vortrag 1978 auf den fundamentalen Unterschied zwischen biblischer Sprache und Poesie hingewiesen. In der durch sprachliche Autonomie ausgezeichneten Poesie sind inhaltlich Intendiertes und sprachlicher Ausdruck derart verschmolzen, daß eine Überset-

Martin Zentgraf, geboren 1955, Studium der Theologie in Bonn, jetzt Repetent am Theologischen Konvikt in Frankfurt.

Von der Abend- mahlsfeier zum Feier- abendmahl

Ein Werkstattbericht

zung das Ganze zerstören würde. Unübersetzbarkeit kommt daher in der Poesie gewissermaßen zur Erfüllung. Anders verhält es sich mit der biblischen Sprache. Es ist wohl mehr als ein Zufall, daß zum Beispiel die Worte Jesu in griechisch überliefert sind, also nicht in der Sprache, die Jesus selbst gebrauchte. Ja es scheint so, als sei biblische Sprache auf Übersetzung hin angelegt, als bestünde ihr Wesen geradezu darin, in immer neuen Übersetzungen zu existieren. Das inhaltlich Intendierte weist hier offensichtlich über jede sprachliche Form, in die es eingeht, hinaus, es drängt zu immer neuen Manifestationen in verschiedenen historischen Kontexten. Daß es sich bei diesen Manifestationen des Wortes nicht nur um sprachliche handelt, das hat Luther mit seinem Verständnis der Sakramente als Gestalten des Wortes und überhaupt mit seiner Sicht der Kirche, die er als *creatura verbi* verstand, unvergleichlich gezeigt. Kirche samt all ihrem Handeln, bis hin zum politischen Engagement, gewinnt ihr Spezifisches nur dann, wenn sie sich von der Basis des Wortes her versteht. Weiterhin läßt sich zumindest im europäischen Raum beobachten, daß die Entstehung der neueren Literatursprachen in einem engen Zusammenhang mit dem Übersetzen der Bibel steht. Der spezifische Inhalt des Wortes geht also nicht nur in immer weitere Sprachen ein, sondern ihm eignet darüber hinaus eine sprachschöpferische, auf universale Verständlichkeit zielende Dynamik, die auf den sprachlich uneinholbaren Mehrwert dessen weist, was ausgesprochen werden soll.

All diese Beobachtungen wären nun falsch gedeutet, wenn man meinte, sie wiesen auf ein bestimmtes Theologumenon zurück oder als handele es sich hier um die vielbeschworene »Selbstmächtigkeit des Wortes Gottes«, die dann womöglich noch rigide als Einbahnverkehr von oben nach unten verstanden wird. Ein derart begriffenes Wort Gottes glich schon immer jenem Schnee, der schmilzt, sobald er die Erde berührt. Die prinzipielle Übersetzbarkeit und schöpferische Dynamik der biblischen Sprache verweist vielmehr auf eine bestimmte Struktur, die sich abgekürzt mit Begriffen wie »Verheißung« oder »Versprechen« bezeichnen läßt. Gerade die große Vielfalt der im Kanon zusammengestellten Schriften, mit ihren unterschiedlichen theologischen Aussagen, unterstreicht den über sich selbst hinausweisenden Charakter jeder einzelnen Schrift. Hier wird nicht nur Inhalt vermittelt, sondern ein Versprechen gegeben, das in keiner sprachlich fixierten Form aufgeht und deshalb zu neuen Wahrnehmungen und Gestalten drängt. Einerseits ist es nur dann ein Versprechen, wenn sich Menschen als von ihm angesprochen verstehen, wenn es sich also in geschichtliche Realität entäußern kann. Andererseits bleibt es nur dann Versprechen, wenn es jenen Menschen etwas verspricht, also

trotz aller Entäußerung in keiner historischen Realität aufgeht, sondern jede schon überholt hat.

Dieser Verheißungs- oder Versprechensstruktur der biblischen Sprache entspricht nun m. E. nicht ein kirchliches Handeln, welches sich überall mit religiösem Vokabular und christlichen Symbolen in Szene setzt. Vielmehr besteht spezifisch kirchliches Handeln in einer analogen Struktur zum Verheißungscharakter des Wortes, in einer innovatorischen Dynamik, die, gerade weil sie erneuern will, der Realität ihr Recht gibt. Ein derartiges, durch keinen Erfolgswang verkrampfted Handeln wäre dazu in der Lage, die Basis der Verheißung zu repräsentieren.

Freilich ist es hier nicht möglich, die Verheißungsstruktur des Wortes bis in die einzelnen institutionellen, gemeindlichen und politischen Konsequenzen durchzuspielen. Entscheidend aber für alle Konsequenzen ist der Anspruch, der biblische Sprache auszeichnet und ebenfalls von sonstiger Literatur unterscheidet. Immer geht es dort um letzte Verbindlichkeit, auch wenn die ständig neue Gestaltgewinnung zum Wesen des Wortes gehört. Verbindlichkeit und Erneuerung, Kontinuität und Dynamik liegen in der Vehemenz dieses Wortes untrennbar ineinander. Die Übernahme und Weiterentwicklung von humanwissenschaftlichen Verfahren, die organisatorische Gestalt der Kirche und die Entscheidung für politische Programme ist daher alles andere als eine Frage des Geschmacks oder des Bedürfnisses, um jeden Preis modern zu sein. Das Entscheidungs- und Gestaltungskriterium liegt nämlich in der Affinität zur beschriebenen Struktur des Wortes, in der Verheißungsfähigkeit allgemeingesellschaftlicher Methoden und Strukturen.

Wenn es gelänge, für dieses Kriterium des Wortes sensibel zu werden, dann könnte Kirche Kirche sein, ohne in ständiger Sorge um ihr Proprium zu existieren, dann würden auch theologische Kontroll- und Begründungsverfahren von neuer Relevanz sein. Gerade wir Theologen könnten guten Gewissens in vollem Bewußtsein Theologen sein, die trotz ihrer verschiedenartigen Aufgaben den kriteriellen Bezugspunkt im Wort haben. Dieses Wort ist uns daher in besonderer Weise anvertraut, mehr noch als jenes Wort, von dem Nietzsche dichtete:

»Doch bleibt das Wort ein zartes Wesen,
Bald krank und aber bald genesen.
Willst ihm sein eignes Leben lassen,
Mußt du es leicht und zierlich fassen,
Nicht plump betasten und bedrücken,
Es stirbt oft schon an bösen Blicken –
Und liegt dann da, so ungestalt,
So seelenlos, so arm und kalt.
Ein totes Wort – ein häßlich Ding,
Ein klapperdürres Kling-Kling-Kling.
Pfu! allen häßlichen Gewerben,
An denen Wort und Wörtchen sterben!«

Die Lukasgemeinde in Stuttgart-Ostheim hat der Abendmahlsfeier schon seit langem besondere Bedeutung beigemessen. Zu danken ist dies vor allem Pfarrer Miltenberger und Pfarrer Pfetsch, die wesentlich dazu beigetragen haben, daß der Abendmahlsdienst in Form der Messe an jedem 1. Sonntag im Monat der Gemeinde so vertraut geworden ist, daß sie gar nicht mehr nach anderen agendatischen Formen verlangte. Trotzdem bekümmerte es eine Reihe von Gemeindegliedern, daß die Freude über die Gemeinschaft mit dem auferstandenen Christus und mit den Feiernossen auch in der Messe zu wenig zum Ausdruck kam. Deshalb traf sich dieser Kreis über Monate, um eine Form zu suchen, die helfen könnte, diese Gemeinschaft sinnfälliger und fröhlicher zu erfahren.

Einen ersten Schritt in diese Richtung brachte die Verlegung der Feier vom Altarraum in das Kirchenschiff. Die Mitfeiernden stehen nun um einen (normalen) Tisch und geben, vom Liturgen ausgehend, (richtiges) Brot und den Kelch einander weiter. Beim Entlaßwort reicht jeder dem anderen die Hand, so daß sich ein geschlossener Kreis bildet. Auf diese Weise wird die in Christus geschaffene Beziehung zueinander handgreiflicher erfahren. Dabei zeigt sich aber auch, wie schwer es fällt, im Gottesdienst und erst recht bei der Abendmahlsfeier, spontan zu reagieren, Nächster zu werden. Zum Beispiel zu sehen, daß jemand außerhalb des Kreises steht und ihm zu helfen, eingliedert, inkorporiert zu werden.

Die nächste – unerwartete – Inspiration kam dann vom Kirchentag in Nürnberg. Die Teilnehmer der Abendmahlsgesprächsgruppe nahmen fast alle am Kirchentag in Nürnberg im Juni vorigen Jahres teil. Dort begegneten sie sich – zufällig – beim Forum Abendmahl in der Lorenzkirche. Das Feierabendmahl am Freitag erlebten sie teilweise in der Lorenzkirche, teilweise mit anderen Gruppen und Gemeinden. Was sie dabei besonders beeindruckte, war die Erfahrung, daß Abendmahl und Fest eine Verbindung eingehen können, die den ursprünglichen Charakter der Feier wiederbelebt; und zwar so, daß das Mahl der Danksagung, die Eucharistie, das Lob Gottes mit Herzen, Mund und